

Karlheinz Blaschke (1927–2020)

Gedächtnisworte – Lebensbild – kritischer Rückblick

Es liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge begründet, dass in der Regel die Kinder ihre Eltern, die Schüler ihre Lehrer zu Grabe tragen. Die Jüngeren blicken dann auf das abgeschlossene Lebenswerk der Alten, deren Lebensweg sie nur zu einem Teil aus eigener Erfahrung kennen. Die früheren Teilstrecken eines solchen Weges, die Anfänge und die Voraussetzungen, erschließen sich ihnen nur in unvollständigem Maße oder bleiben ihnen ganz verborgen. Der Versuch, das Leben eines Menschen von seinen Endjahren her zu erfassen, ist darum immer auch ein Anliegen, das geschichtswissenschaftliche Anstrengungen, Quellenarbeit und Quellenkritik erfordert, und das Ergebnis wird wie jedes Ergebnis historischer Forschung nur als Annäherung an die Wahrheit und als eine zeit- und umweltbedingte Aussage darüber verstanden werden können, in welcher Hinsicht dieses zu Ende gegangene Menschenleben den Jüngeren wert und bedeutsam gewesen ist.

Mit diesen Zeilen leitete Karlheinz Blaschke den Nekrolog auf seinen im Dezember 1965 verstorbenen Lehrer Hellmut Kretzschmar ein. Er ist ein stilistisches Glanzstück und wurde zu Recht dreißig Jahre nach seinem Ersterscheinen abermals veröffentlicht. In ihm wird der Lebensweg und das Vermächtnis des hochgeschätzten Meisters nachgezeichnet, ohne dass sich Blaschke in biografische und bibliografische Einzelheiten verliert – gleichwohl wissend, dass er, der Nachgeborene, sich nur unvollständig dem Verstorbenen annähern kann. Die Würdigung über den einstmaligen Direktor des damaligen Landeshauptarchivs Dresden hat er 1966 verfasst. Vorangegangen waren seine Absetzung als Abteilungsleiter am Dresdner Staatsarchiv im Jahre 1963 sowie die sich anschließenden fortwährenden Maßregelungen durch übergeordnete staatliche Dienststellen. Blaschke muss damals wohl endgültig erkannt haben, dass man ihn – obwohl er alle erforderlichen wissenschaftlichen Qualifikationen besaß – auf ein berufliches Abstellgleis zu schieben gedachte. Und so schwingt im Nachruf auf Kretzschmar eine stille Wehmut mit, die im Vergleich zu seinem späteren Wirken beinahe als resignierend anzusehen ist. Die Zeitspanne zwischen Mauerbau und Prager Frühling werden für ihn die Jahre einer endgültigen Selbstfindung gewesen sein. Ob man sie einfach als die Inkubationszeit des bald darauf so politisch widerspenstigen Karlheinz Blaschke begreifen kann, sei dahingestellt. Einige seiner Veröffentlichungen nach der Mitte der Sechzigerjahre – und diesbezüglich scheint der Kretzschmar-Nachruf geradezu ein Schlüsseldokument zu sein – geben, gewiss im Verborgenen, Auskunft über seine persönlichen Ansichten zum herrschenden Zeitgeist und zu der Frage, inwieweit man sich mit ihm arrangieren sollte. Sein Nachdenken stand, das ist gesichert, untrennbar im Zusammenhang mit möglichen Konsequenzen.

Für ihn brachte es letztlich die weitgehende Ausgrenzung aus dem Wissenschaftsbetrieb der DDR.

Widerspenstigkeit und Widerstandskraft werden niemandem in die Wiege gelegt. Sie kann man nicht wie die proseminaristischen Curricula erlernen. Es bedarf prägender Lebenserfahrungen und der sich daraus bildenden Lebenshaltung. Derartiges erfährt man eben nicht auf Parteilehrjahren oder in wohlbehüteten Wirtschaftswunderländern mit Rundumversorgung – und eine derartig aufrechte Beharrlichkeit, die man sich mühsam über die Jahre hinweg aneignen muss und die letztlich kennzeichnend für Blaschke wurde, erfordert eine fortwährende und anstrengende Selbstdisziplinierung, damit man nicht der Korruption anheimfällt. Und so scheint die ‚DDR-Zeit‘ – im Gegensatz zu einer von Blaschke formulierten Ansicht – eben keine ‚böse Zeit‘ gewesen zu sein. Zeiten können nicht böse sein, wohl aber die herrschenden Machtverhältnisse. Auf alle Fälle erscheinen rückblickend die Jahren zwischen 1949 und 1989 – zumindest für all jene, die im Osten die Kraft zum sperrigen Widerstehen hatten – als eine unersetzliche Lehrzeit, um den aufrechten Gang nicht nur einfach zu schulen, sondern um ihn als Lebens- und Geisteshaltung zu verinnerlichen.

In diesen Zeiten, im Jahre 1965, wurde die alsbald weltberühmte amerikanische Verfilmung des Dr. Schiwago uraufgeführt. Sie flimmerte Ende der Sechzigerjahre über das Westfernsehen in so manche ostdeutsche Behausung. Eine zentrale Botschaft des Filmes, gewiss unter vielen, wurde jenseits des Eisernen Vorhangs besonders nachempfunden. Es ist die, in welcher der an seine Holzpritsche in Eisen gelegte Anarchist Amourski – glänzend von Klaus Kinski in Szene gesetzt – in dem von bolschewistischen Gardisten befehligten Eisenbahntransport seine geketteten Arme emporhebt und bezeugt: *Der einzig Freie in diesem Zug bin ich*. Freiheit und ‚Frei-Sein‘ sind Geisteshaltungen. Sie haben mit dem Variationsreichtum moderner Konsumgesellschaften wenig zu tun. Freiheit als Geisteshaltung kann man sich in einem Erfahrungsprozess aneignen. Das ist mit Anstrengung, Entbehrung und Verzicht jenseits aller Saturiertheit verbunden. Mit einem gemütlichen Einrichten in der vermeintlich ‚inneren Emigration‘, was man Blaschke damals unterstellen wollte, hat das nichts gemein. Im Sinne Bertolt Brechts beziehungsweise Heiner Müllers ist es Arbeit, die sich an den Verhältnissen reibt und deren hehre Absicht es ist, sich nicht mit den Mächtigen arrangieren zu wollen. Das Einlassen mit der Macht, also der nicht durch Konsens legitimierten Herrschaft, muss stets überdacht werden. Das hat der Einzelne, der in die Zeit geworfen wird, immer wieder aufs Neue abzuwägen: Kraft zu finden, zu verzichten und der süßen Droge der Macht zu widerstehen. Und Blaschke widerstand. Wer in seiner Nähe sein durfte, dem zitierte er gern den bekannten Vers von Theodor Storm: *Der eine fragt: Was kommt danach? Der andre fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht*.

Es waren nicht allein die Erfahrungen des ostdeutschen Alltags der 1960er-Jahre und schon gar nicht ein amerikanischer Film, die Blaschkes Haltung nachhaltig prägten. Vieles scheint seinen Charakter früher vorgeformt zu haben. Der

am 4. Oktober 1927 im nordböhmischen Schönlinde Geborene wuchs einige Jahre bei seiner Großmutter auf. Das sagt vieles. In der Kindheit erlebte er erst das berufliche Scheitern des Vaters in der Weltwirtschaftskrise, und als Neunjähriger alsbald dessen Tod. Es war die Not, welche die Mutter zwang, in Leipzig eine Anstellung als Haushaltshilfe anzunehmen – bei einem Witwer, der drei Jahre später Blaschkes Stiefvater werden sollte. Blaschke erwähnte ihn nie. Konflikte werden unausweichlich gewesen sein. Daran änderten die zunehmend besseren materiellen Lebensverhältnisse nichts, in denen der Halbwüchsige aufwuchs. Der promovierte Stiefvater ermöglichte ihm den Besuch des Leipziger Nikolaigymnasiums. Im Jahr 1940 bezog die Familie ein Haus im nahen Holzhausen, südöstlich vor den Toren der Stadt gelegen. Um möglichem Streit aus dem Wege zu gehen, begann der junge Gymnasiast – der ein affines Verhältnis zur inzwischen gleichgeschalteten Wandervogelbewegung beziehungsweise Bündischen Jugend hatte – sooft es ging, zum nahen Kohlenberg bei Brandis zu wandern; mit Freunden, oft aber auch allein. Und so erkundete er – ohne damals auch nur im Entferntesten zu ahnen, wer Wilhelm Heinrich Riehl sei – per pedes apostolorum seine neue Heimat. Auf diesen Fahrten durchstreifte er nicht zuletzt die Holzhäuser Gemarkung, aber auch die von Zuckelhausen, Hirschfeld, Zweenfurth und Wolfshain – ohne zu wissen, dass die Geschichte der fünf Dörfer Jahre später seine akademische Laufbahn einleiten sollte. Neben dem Wandern begeisterte sich der jugendliche Blaschke für die Musik. Seine Eltern gewährten ihm Gesangsunterricht, den er kriegsbedingt abbrechen musste. Nach seiner Immatrikulation im Jahr 1946 gehörte er dem Leipziger Universitätschor an, wo ihm seine spätere Ehefrau Renate, geborene Hellmessen, begegnete. Die aus Bad Lausick stammende junge Frau studierte Mikrobiologie und wurde später Professorin an der Technischen Universität Dresden.

In Hitlers verbrecherischen Krieg wurde Karlheinz Blaschke 1943 als Flakhelfer hineingezogen. Im Herbst 1944 kommandierte man ihn zum Reichsarbeitsdienst ab, wo er binnen weniger Wochen zum Soldaten abgerichtet wurde. Die Wehrmacht benötigte Kanonenfutter. Ende des Jahres 1944 oder wenige Tage nach dem Jahreswechsel begann sein Einsatz als Marineinfanterist an der Weichsel-Oder-Front. Blaschke, der Zeit seines Lebens eigentlich verschlossen war, erzählte davon mehrfach in seinem Forschungsseminar, das er nach seiner Berufung zum Universitätsprofessor an der Technischen Universität Dresden durchführte. Demnach war er mit einem seiner Kameraden im Kugelhagel auf der Flucht – der Mitfliehende fiel, während er entkam. Dieses Schicksalhafte, das unmittelbare Erleben des Todes, bewegte ihn Zeit seines Lebens. Warum er und nicht ich? Das selbstreflektierende Fragen nach dem Sinn des Daseins beschäftigte den Heranwachsenden seit seinen Flakeinsätzen – tagebuchähnliche Skizzen aus dieser Zeit, die im Besitz der Familie sind, bezeugen es. Im Gegensatz zu seinem gefallenen Kameraden hatte er mehr als Glück: Er entkam verwundet. So blieb ihm, der im Kampf gegen die Rote Armee zum Einsatz kam, die Gefangenschaft in den russischen Lagern erspart.

In diesen Tagen halfen ihm glückliche Umstände, den Krieg zu überleben. Der Verletzte wurde eher zufällig in einen Richtung Emsland fahrenden Lazarettzug gehievt, und bald darauf geriet Blaschke in britische Kriegsgefangenschaft. In ihr wurde er den Umständen entsprechend gut versorgt und konnte seine Verwundung auskurieren. Fortan erinnerte ihn eine sichtbare Narbe im Schulterbereich lebenslang an das Jahr 1945. Im Frühsommer gelangte er schließlich als Gefangener auf das Rittergut Farve in Holstein, wo er – der im ländlichen Milieu Großgewordene – die tagtägliche und anstrengende landwirtschaftliche Arbeit unmittelbar kennenlernte. Hier erfuhr er, was es heißt, von seiner eigenen Hände Arbeit zu leben. Als er Ende Juni 1945 entlassen wurde, entschied er sich, in eine landwirtschaftliche Lehre in Lützschena einzutreten, die er – späterhin parallel zum Abitur und dem anschließenden Studium – mit der landwirtschaftlichen Gehilfenprüfung abschloss. Als er in den Siebziger- und Achtzigerjahren die vielen Geschichtsvorträge in sächsischen Pfarrhäusern hielt, kokettierte er mit dieser Hilfsausbildung und verwies beiläufig stets darauf, dass er ein Pferdegespann einrücken und den Pflug sicher in der Furche führen könne. Bei den in diesen Zeiten kollektivierten und zu untertänigen Landarbeitern degradierten Bauern sorgte dieser Mann, der inzwischen am Theologischen Seminar in der Leipziger Mozartstraße lehrte, für Aufsehen. Wenngleich die Bauern dieser Jahre keine beflissenen Bildungsbürger waren, so war es doch für viele selbstverständlich, den Einladungen der Pfarrer zu folgen und sich Blaschkes Vorträge über Land und Leute anzuhören. Und das, was er vortrug, war wahrlich etwas anderes als das offiziell Verlautbarte. Mit ‚Doktor Blaschke‘ – so wurde er ehrfurchtsvoll angesprochen – war da ein Mann am Werke, der viel von ihrem Leben, ihrer Vergangenheit und ihrer Arbeit zu berichten wusste, und der sich wie die ihres Besitzes Beraubten nicht am Aufbau einer vermeintlich besseren Gesellschaftsordnung beteiligte. Fast selbstverständlich führte er dabei Worte im Munde, die – lange bevor sie in politischen Sonntagsreden verschlissen worden sind – sinngemäß sagten: *Zukunft ist Herkunft*. Selbst die einfachsten Leute spürten: Er ist einer von uns. Das gemeinsame Fundament, auf dem sie damals alle standen, waren der christliche Glaube, die Verbundenheit mit der Heimat und die Liebe zur Geschichte ihres Landes.

Dieser Nachruf kann nicht der Ort sein, um darüber zu sinnieren, ob das Wort ‚Zukunft ist Herkunft‘ von Martin Heidegger oder Hans-Georg Gadamer stammt. Es ist auch müßig, darüber zu spekulieren, ob Blaschke, als er sich zum Wintersemester 1946/47 an der noch längst nicht gleichgeschalteten Universität Leipzig einschrieb, überhaupt wusste, dass der Rektor Gadamer hieß und dass ihn, dem frisch immatrikulierten Studenten der Geschichtswissenschaften, Germanistik und Latinistik, Lehrveranstaltungen bei Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar – der als Direktor des Dresdner Staatsarchivs einen Lehrauftrag für Historische Hilfswissenschaften besaß –, Theodor Frings und Ludwig Erich Schmitt oder Renate Drucker erwarteten. Mit einem hartgummibereiften Fahrrad pendelte er nunmehr tagein, tagaus vom Holzhäuser Amselweg in die durch Bomben zerstörte Stadt zum Petersteinweg, wo im einstmaligen Amtsgericht die His-

toriker, Germanisten und Philologen eine behelfsmäßige Unterkunft gefunden hatten. Die einstige Heimstatt der sächsischen Landesgeschichte an der Universität Leipzig, das sogenannte Kötzschke-Seminar im Haus Zum Goldenen Bär in der Universitätsstraße, war im Bombenkrieg untergegangen. Im Wintersemester 1946/47 gehörte Blaschke zu jenem Dutzend Studenten, die bei Kötzschke als Studienanfänger die Übung „Einführung in die Heimatforschung“ belegt haben. Aufgrund der Enge im Petersteinweg empfing der immer greiser werdende, indessen nach wie vor hellwache Kötzschke seine Studenten alsbald immer öfter zu den Lehrveranstaltungen in seiner Privatwohnung in Gohlis. Blaschke gehörte zu ihnen.

Die Frage, inwieweit und wie oft sich Kötzschke sowie seine beiden Meisterschüler Walter Schlesinger und Herbert Helbig mit dem nachstehenden akademischen Nachwuchs in Ober- oder Forschungsseminaren ausgetauscht haben, ist abschlägig zu beantworten. Schlesinger wohnte nach seiner Entlassung aus dem Universitätsdienst im November 1945 nicht mehr in Leipzig und war nur noch gelegentlich vor Ort, Helbig saß an seiner Habilitationsschrift und die Kräfte von Kötzschke schwanden zusehends, sodass es zu Blaschkes Studienzeiten, von der Bibliothek im Petersteinweg einmal abgesehen, kein eigentliches geistiges und räumliches landesgeschichtliches Zentrum mehr gab. Unabhängig davon bemühte sich Kötzschke sehr, den Nachwuchs zu fördern. Dies unterstreicht seine Anstrengung vom April 1949, für Blaschke ein Promotionsstipendium zu erlangen. Es dürfte sicher sein, dass sich die beiden zuvor über das Thema der zu schreibenden Doktorarbeit abgestimmt hatten. Blaschke wiederum wird aufgrund seiner Tätigkeit als Hilfsassistent bei dem provisorisch am Universitätsarchiv angestellten Richard Walter Franke auf bis dahin unbekannte Quellen gestoßen sein, die er schließlich erfolgreich auszuwerten begann. Nach Kötzschkes Tod im August 1949 übernahm Hellmut Kretzschmar formal die Betreuung der Arbeit, doch man muss wohl annehmen, dass er den eigensinnigen Promovenden kaum unterwies und anleitete. Jahrzehnte später, als Blaschke selbst junge Absolventen betreute, verfuhr er mit ihnen ebenso freigesinnt und ungezwungen. Jedenfalls waren es Kretzschmar und Ludwig Erich Schmitt, die Blaschkes Dissertation begutachtet haben. Die beiden bewerteten sie als eine sehr gute Leistung und brachten das Promotionsverfahren zu Beginn des Jahres 1951 an der Philosophischen Fakultät zum Abschluss. Die ausgezeichnete Qualität der Dissertation über die fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer wird nicht zuletzt durch ihre Veröffentlichung als Teildruck in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Leipziger Universität im Jahr 1951 unterstrichen. Im Kern ist es eine Darstellung, die als gelungene Synthese von Sozial- und Bevölkerungs-, Agrar- sowie Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte bezeichnet werden könnte. Themen, die Blaschke späterhin stets wieder aufs Neue intensiv bearbeitet hat.

Nach eigenem Bekunden hat Blaschke bereits während des Krieges den Entschluss gefasst, Archivwissenschaften zu studieren. Seine Hilfstätigkeit an der Seite Frankes im Universitätsarchiv bestätigt es. Und so ist es wohl als eine glück-

liche Fügung anzusehen, dass der Direktor des Landeshauptarchivs Dresden den Promotionsvorgang in der Nachfolge von Kötzschke an der Fakultät wohlwollend begleitete. Dadurch hatte Blaschke zugleich einen Mentor gefunden, der ihm auf dem weiteren Weg in den staatlichen Archivdienst behilflich sein sollte. Am 1. Juli 1950 hatte in Potsdam das Institut für Archivwissenschaft seine Tätigkeit aufgenommen. Anfänglich unterstand es der Hauptabteilung Archivwesen im Ministerium des Inneren der DDR. Es war das erklärte Ziel, wissenschaftliche Archivare für den höheren Archivdienst auszubilden. Blaschke gehörte zum ersten immatrikulierten Jahrgang des Instituts. Späterhin sprach er gern von dieser Zeit und erwähnte vor allem Heinrich Otto Meisner stets mit ehrfurchtsvollem Respekt. Nach dem erfolgreich erlangten Abschluss in Potsdam wechselte der frisch ausgebildete Archivar und promovierte Historiker im Jahr 1951 ins Landeshauptarchiv nach Dresden, sodass nunmehr äußerst produktive, wissenschaftlich sehr ertragreiche und – zumindest vorerst – kollegial-beruflich ungetrübte Jahre anbrachen.

Hellmut Kretzschmar besaß Ende der Vierziger- und in den 1950er-Jahren fraglos eine Schlüsselposition in der sächsischen Landesgeschichte. Zwar war es ihm nicht vergönnt, das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“ wiederzubeleben, aber als Direktor des Landeshauptarchivs, als Professor mit Lehrauftrag in Leipzig und Akademiemitglied (wenngleich erst seit 1957) und vor allem als stellvertretender Leiter der Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften konnte er doch einiges in Bewegung setzen. Außerdem kommt hinzu, dass er – im Gegensatz zu den erst nach 1945/49 Gekommenen wie Heinrich Sproemberg, Friedrich Behn, Walter Markov oder Ernst Engelberg – weithin angesehen und glänzend vernetzt war. Und so scheint es kein Zufall gewesen zu sein, dass der Zweitgutachter in Blaschkes Promotionsverfahren, eben Ludwig Erich Schmitt, augenblicklich zu dem Zeitpunkt, als der aufstrebende Archivar und Historiker in den Dresdner Archivdienst eintrat, in der Herbstsitzung der Historischen Kommission im Jahr 1951 die Wiederaufnahme der Arbeiten am „Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen“ angeregt hat. Sein Vorschlag wurde gebilligt und mündete umgehend in einen Forschungsauftrag seitens des Staatssekretariats für Hochschulwesen der DDR. Mit den Arbeiten betraute man den 24-jährigen Blaschke.

Einem so jungen und damals noch unerfahrenen Wissenschaftler ein derartiges Projekt anzuvertrauen und nicht zuletzt aufzuhalsen, barg fraglos ein hohes Risiko in sich. Immerhin war Alfred Meiche mit dem Ortsverzeichnis als Mammutprojekt der Kommission zwei Jahrzehnte zuvor bereits grandios gescheitert und auch der einst so hoffnungsvoll gestartete Johannes Leipoldt hatte sich schwer verhaben. Die gewaltige Stoffmenge lud Miniaturpositivisten zum Wandern und Verweilen ein. In diesem Datendickicht konnte sich ein Liebhaber landesgeschichtlicher Details verirren – so wie dies gegenwärtig leider auch bei einigen hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftlern zu beobachten ist. Um das Ortsverzeichnis inhaltlich sinnvoll vollenden zu können, bedurfte es von Anbeginn an

einer klugen Strategie und eines straffen Arbeitsplanes. Die Bearbeitung gelang Blaschke mit Bravour. Er beschränkte sich auf das Machbare und schloss das Manuskript 1956 ab. Im Jahr darauf erschien es im Verlag Bibliographisches Institut Leipzig. Diskussionslos hat Blaschke, der bibliografisch als ‚Bearbeiter‘ erscheint, auf das bis dahin Geleistete seiner Vorgänger zurückgreifen können. Ausdrücklich erwähnt er es im Vorwort. Seine Leistung bestand jedoch unbestritten darin, dass er – im Gegensatz zu Meiche oder Leipoldt – das ungeheure Material gebändigt hat. Von Hans Beschorner erhielt Blaschke zudem die Wüstungskartei. Beschorner soll es auch gewesen sein, der dem jungen und aufstrebenden Mann das Wort von Leo Bönhoff mit auf dem Weg gab, dass *ein Geschichtsforscher auch Kraft und Mut finden müsse, einen Punkt zu setzen*. Im Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen sind, so wie es 1957 erschien, rund 4 000 Siedlungen in Einzelartikeln nach einheitlichen Kriterien erfasst. Eine gewaltige und überragende Datenmenge, die Blaschke für seine späteren Forschungen nutzen sollte. Mit dem Ortsverzeichnis hatte er sich selbst ein Denkmal gesetzt. Gewissermaßen als Auszeichnung für diese Leistung schlug ihn Hellmut Kretzschmar, der im Jahr 1957 in die Sächsische Akademie gewählt und umgehend zum Kommissionsvorsitzenden ernannt worden war, für die Zuwahl in die Historische Kommission vor. Es war bis dahin ein Novum dieser Gelehrtenengesellschaft, dass sie einen gerade einmal Dreißigjährigen – der jedoch Gewichtiges geleistet hatte – in ihre Mitte aufnahm.

Das Material des Historischen Ortsverzeichnisses bot exzellente Möglichkeiten für vielfältigste Untersuchungen. Blaschke nutzte die Chance konsequent und legte im Sommer 1961 der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität seine Habilitationsschrift zur Bevölkerungsgeschichte Sachsens vor, die sich empirisch vollumfänglich auf das Ortsverzeichnis gründet. Sowohl dem eingereichten maschinenschriftlichen Manuskript als auch der Druckfassung sind nicht wenige Karten beigegeben. Sie visualisieren nicht nur die Forschungsergebnisse in herausragender Weise, sondern ließen zugleich erahnen, dass hier ein Landeshistoriker am Wirken ist, der die Arbeiten am Atlas zur Geschichte von Sachsen wieder aufnehmen könnte. Tatsächlich dienten die im Ortsverzeichnis aggregierten Daten als Ausgangspunkt für eine Vielzahl von Kartenblättern, die Blaschke bereits in den 1950er-Jahren parallel zum entstehenden Ortsverzeichnis entworfen und teilweise sogar zum Andruck gebracht hatte. Strenggenommen datiert der Arbeitsbeginn für den Atlas zur Sächsischen Geschichte in den Juli 1953, als Blaschke der Historischen Kommission erste Entwürfe zur Gesamtanlage eines solchen Unternehmens vorgelegt hat. Es wurde gebilligt und ein vierköpfiger Fachausschuss gebildet, dem er mit seinen gerade einmal 26 Jahren leitend vorstand. Diesem Gremium gehörten außerdem Edgar Lehmann, Hellmut Kretzschmar und Willy Flach an.

Für Blaschke waren die Fünfzigerjahre eine Aufbruchszeit. Zweifellos. Es wäre völlig absurd, seinen späteren Lebensweg mit dem 17. Juni oder dem Volksaufstand in Ungarn erklären zu wollen. Natürlich gehörte er nicht zur Nomenklatura. Aber der evangelisch-lutherische Christ brachte sich produktiv und loyal ein.

Er trat der Ost-CDU bei, der er freilich bald wieder den Rücken kehrte. Ihn erfüllte seine Arbeit im Dresdner Staatsarchiv voll und ganz. Am 15. Mai 1954 heiratete er seine geliebte Frau Renate und die beiden erbauten ihr gemeinsames Haus in Friedewald, das sie 1958 bezogen haben. Neben den Arbeiten am Ortsverzeichnis, an der Habilitation und an den Kartenblättern für den Atlas nahm er weitere landes- und heimatgeschichtliche Vorhaben in Angriff. Die Texte verraten manches. Besonders sein kleines, im Jahr 1955 erschienenenes Büchlein über die Bauern auf dem breiten Felde offenbart eine politisch-optimistische Grundstimmung, die er später als Jugendsünde bezeichnet hat. Ein bekannter, in Westdeutschland wirkender und bald auch mit ihm verbundener Historiker las diesen ‚historischen Bericht‘ gründlich: Entsprechend kritisch fiel die Rezension aus, die Blaschke zum Nachdenken über die Gegenwärtigkeit der Geschichte bewog. Zeitgleich mit der Veröffentlichung des Büchleins über die Breitenfelder Bauern erschien seine Abhandlung über das Bauernlegen in Sachsen in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“.

Der Zufall wollte es, dass ebenfalls im Jahr 1955 Jürgen Kuczynski die Abteilung Wirtschaftsgeschichte am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR gegründet hatte. Dort installierte er ein Forschungsseminar, in das seit 1957 auch Blaschke für einige Semester eingeladen wurde. Im ostdeutschen Wissenschaftsbetrieb galt das als Auszeichnung – als eine Art marxistischer Ritterschlag. In diesem Seminar lernte er Rudolf Forberger kennen und schätzen. Zugleich traf Blaschke aber wieder auf einen Kommilitonen aus den Vierzigerjahren, der ebenfalls bei Kötzschke studiert hatte und mittlerweile im universitären Bereich auf Karrierekurs war. Er hatte das braune gegen das rote Parteibuch ausgetauscht und argumentierte inzwischen stramm marxistisch. Blaschke widersetzte sich ihm energisch; noch viel stärker versperrte er sich jedoch gegenüber der marxistisch-leninistischen Ideologie, die in diesem Seminar vorherrschte. Aus diesem Grund fühlte sich Blaschke in ihm zunehmend isoliert – letzten Endes verließ er es im Groll. Nur zu Forberger pflegte er weiterhin gute Beziehungen, denn die beiden begegneten sich alsbald regelmäßig im Redaktionsbeirat der „Sächsischen Heimatblätter“.

Blaschkes Aufbruchstimmung verflog um 1959/60. Er selbst berichtete, dass er dem von Kuczynski herausgegebenen „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“ einen Text zur Veröffentlichung angeboten hatte, der aufgrund der fehlenden marxistischen Ausrichtung zur Überarbeitung zurückgewiesen worden sei. Es ist jene Abhandlung, die Friedrich Lütge 1962 in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ zum Druck gebracht hat. Doch dies scheint nicht entscheidend gewesen zu sein. Da Karlheinz Blaschke, wie bereits mehrfach angedeutet wurde, nach 1968 zur wichtigsten nichtmarxistischen Historikerstimme im Osten aufsteigen sollte, erscheint ein Rückblick in die Jahre um den Mauerbau als erforderlich, um einerseits die in den späten Fünfzigerjahren beginnenden internen Auseinandersetzungen in der ostdeutschen Landesgeschichtsforschung sowie andererseits die vor allem nach 1990 so erbittert ausgetragenen Debatten besser einordnen zu

können. Ist ein solcher Rekurs, so könnte kritisch gefragt werden, in einem Nachruf notwendig? Blaschke würde es wohl bejahen, denn er hat seinen Absolventen stets die Ermahnung mit auf dem Weg gegeben, dass die *Kritik das Organon der Wissenschaft sei* und dass es in *der Wissenschaft keine Verwandten geben dürfe*, wobei sich letzteres bereits kritisch gegen die weitverbreiteten Zitierzirkel richtete, die sich nach der deutschen Wiedervereinigung auch recht schnell im Osten ausgebreitet hatten. Anstatt von Marx und Engels wurden, so meinte er, nunmehr vermehrt vermeintliche Säulenheilige zitiert, um – so seine Ansicht – in wissenschaftlichen Submilieus anerkannt zu werden. In manchem Text vermerkte er so dann mit rotem Kugelschreiber: *Was hat dieses Zitat mit dem Thema zu tun?*

Im Zuge der zweiten Hochschulreform in der DDR 1951/52 vollzogen sich schrittweise tiefgreifende politisch-ideologische Veränderungen an den Universitäten und Forschungsinstituten, die von vielen jungen Wissenschaftlern (aus-)genutzt worden sind. Über den alsbald immer stärker auswuchernden Marxismus-Leninismus in den Gesellschaftswissenschaften der DDR sind keine Worte zu verlieren. Anzumerken bleibt freilich, dass nicht wenige Doktoranden oder Habilitanden beziehungsweise Dozenten und Professoren die intellektuelle Raffinesse besaßen, mit der eingeforderten Ideologie so umzugehen, dass sie sich nicht als letales Geschwür in ihren Veröffentlichungen ausbreiten konnte. Manchen gelang es – vielen nicht. Unabhängig davon hat Blaschke sie alle seit dem Herbst 1989 fortwährend, pauschalisierend und eigentlich fast immer undifferenziert kritisiert. Ob eine formale Parteimitgliedschaft, manch obligatorisch erscheinendes Marx-Engels-Zitat oder wahrlich todunglückliche Periodisierungen – wie das in der deutschen Landesgeschichte gewiss völlig unbedeutende Jahr 1789 – ausreichende Kriterien waren, um die fraglos notwendigen Diskussionen zur Rolle der Klio in der DDR schließlich mit solchen Chiffren wie ‚prostituieren‘ oder ‚Nonkonformismus‘ zu konnotieren, sei zumindest infrage gestellt. In diesem Zusammenhang erscheint es als nicht unwichtig, auf die unterschiedlichen und sich allmählich verändernden Koalitionen der nachwachsenden Historikergeneration – zu der Karlheinz Blaschke eben auch gehört hat – in den 1950er- und 1960er-Jahren einzugehen.

Auf der einen Seite waren es die Universitäten und alsbald die Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin sowie andererseits die Staatsarchive sowie vor allem die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig mit ihrer noch eigenständigen Historischen Kommission. Die beiden Leipziger Institutionen, das ist gemeinhin bekannt, besaßen im Osten ein Alleinstellungsmerkmal. Ihr wichtigster Brückenkopf in den immer heftiger werdenden ideologischen Kontroversen war fraglos das Dresdner Staatsarchiv mit dem unvergessenen Kretzschmar an der Spitze. Bei ihm sowie vor allem beim präsidentialen Theodor Frings perlen zwar die ideologischen Forderungen der Apparatschiks nicht einfach so ab, aber die beiden und viele nichtmarxistische Wissenschaftler in den Akademieklassen und in der Historischen Kommission scheinen doch von der Zuversicht beseelt gewesen zu sein, dem Ansturm widerstehen zu können. Das war, wie wir Nachgeborenen

wissen, eine Fehleinschätzung. Noch verhängnisvoller war es, dass diese renitenten Rückzugsgebiete infolge jeder Pensionierung, durch einen jeden Weggang in den Westen, mit dem Dahinscheiden der Älteren oder gar durch so manchen Freitod mit den Jahren ausgetrocknet sind. Die lose untereinander verbundene wissenschaftliche Ökumene, die sich zumindest nicht den offiziellen Parteidoktrinen beugen wollte und zu der Blaschke gehört hat, erodierte zusehends. Es sei daran erinnert, dass Frings mit der Absetzung Sproemberg's und der Einsetzung Kretzschmars im Jahr 1957 nicht nur die ‚Lex Sproemberg‘ an der Sächsischen Akademie begründet, sondern zugleich den Austritt der marxistischen Historiker Engelberg und Markov aus der Historischen Kommission provoziert hat. Es kam in diesen Zeiten hinzu, dass Blaschke nicht wahrhaben wollte, dass ein formaler Parteieintritt nicht zwangsläufig mit einem Frontwechsel verbunden sein musste. Vielleicht lag es in seinem ehrlichen und aufrichtigen, bisweilen undifferenzierten Denken und Handeln begründet, dass er im Zuge der personellen Veränderungen wissenschaftlich zunehmend vereinsamte und sich zum hehren Einzelkämpfer stilisierte. Besonders deutlich scheint dies in seiner Beziehung zu Horst Schlechte, dem Nachfolger Kretzschmars, fassbar zu sein. Schlechte war, ganz im Sinne Blaschkes, ein ‚bürgerlicher‘ Archivar und Historiker. Seine große Abhandlung zum kursächsischen Rétablissement aus dem Jahr 1958 dokumentiert dies ausdrücklich. Dieses Meisterwerk ist eine herausragende und völlig ideologiefreie Forschungsleistung. Schlechte war wie sein Amtsvorgänger – oder eben wie jener Kommilitone, dem Blaschke in Jürgen Kuczynskis Seminar wieder begegnet war – ebenfalls sehr spät in Hitlers Partei eingetreten. Kretzschmar wurde – wie Blaschke – nach 1949 Mitglied einer Blockpartei. Die anderen traten indes in die Einheitspartei ein, wogegen Blaschke nach 1990 scharf polemisiert hat. Dabei – namentlich in einem kleinen Beitrag „über alte und neue P.G.'s“ – verlor er leider den Maßstab kritischen Nachdenkens und vergaß, wie sich sein Meister oder andere ihm nahstehende Kollegen in nationalsozialistischer Zeit verhalten hatten.

Blaschkes verhängnisvolle Annahme, dass allein Leistungen wie sein Ortsverzeichnis, die Habilitation oder seine Mitgliedschaft in der Kommission entscheidend sein würden, wenn es um das berufliche Fortkommen in der Landesgeschichte insgesamt gehen sollte, erwies sich als Trugschluss. Vor allem an der Universität Leipzig, die seit 1953 den Namen von Karl Marx trug, wuchs eine Historikergeneration heran, die bald – wie er – die höheren akademischen Weihen erlangen sollte. Sie beherrschte nicht nur die gewünschte Partitur des geforderten Zeitgeistes, sondern legte zugleich – man ist geneigt zu sagen: beinahe ‚en masse‘ – recht gute Qualifizierungsschriften zur Landesgeschichte vor. Und so entstand zwischen den älteren und jüngeren Semestern eine Konkurrenzsituation, über die sich – bei Wahrung aller Kollegialität – ein jeder Hochschullehrer gefreut hätte. Diese Rivalität eskalierte. Nicht nur im Kuczynski-Seminar an der Ost-Berliner Akademie, sondern auch auf manch wissenschaftlicher Tagung. In einem Fall sind die Diskussionen sogar gut dokumentiert. Es betrifft die Wernigeröder Konferenz vom Januar 1960, auf der rund zwei Dutzend Mediävisten, Frühneuzeithistoriker,

Archivare und Landeshistoriker über die „Probleme der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland 1476–1535“ gestritten haben. Die Protokolle spiegeln die angespannte und teilweise gereizte Stimmung wider. Einige wenige, darunter Blaschke, argumentierten auf empirischer Grundlage. Die Wortführer zogen es vor, Friedrich Engels in den Zeugenstand zu rufen. Letztendlich setzte sich die marxistische Fraktion durch. Das verwundert nicht. Es gab aber auch andere Stimmen. Und so – selbstverständlich nicht auf einer einzigen Konferenz – verfiel der inzwischen aus der Ost-CDU Ausgetretene zunehmend in einen Schematismus hinsichtlich der Debattenkultur, in der als Leitkriterium eine formale Parteimitgliedschaft höher wog als Fachwissen und die redliche Mitarbeit am Projekt Landesgeschichte. Im Nachruf auf Kretzschmar geht Blaschke mit einer geradezu behutsamen Rücksichtnahme auf dessen NSDAP-Mitgliedschaft ein, während er dann später all jene stigmatisierte, die sich mit dem DDR-Staat eingelassen hatten, ohne auch nur ansatzweise nach deren Lebensleistung und ihren lauterer Absichten zu fragen.

Wer die Sprache der Mächtigen nicht spricht und sich ihren theoretischen Konzepten verschließt, wird schnell marginalisiert, ignoriert oder gar ausgeschlossen. Dies muss nicht zwangsläufig allein für die marxistische Ideologie gelten. Nicht erst in der Postmoderne sind Andersdenkende als Außenseiter oder gar Hofnarren verunglimpft worden. Manche sind an derartigen Etikettierungen zerbrochen, wieder andere haben diesen Status gepflegt – so auch Karlheinz Blaschke. Natürlich werden es nicht allein die vehement geführten Diskussionen aus den Jahren um 1960 gewesen sein, die ihn angetrieben und seinen Eigensinn befördert haben. Auch das wissenschaftspolitische Kräfteparallelogramm veränderte sich spürbar zu seinen Ungunsten. Hellmut Kretzschmar erlitt im Frühjahr 1961 einen schweren Schlaganfall, sodass der Kommissionsvorsitz an Gertrud Schubart-Fikentscher überging. Bei allem Respekt für ihre Leistungen war sie eine Vorsitzende, die sich in den Turbulenzen der frühen Sechzigerjahre nicht durchzusetzen vermochte. Vielleicht wird man in diesem Zusammenhang auch auf Willy Flach verweisen dürfen, der bereits 1958 nach Bonn und bald darauf in den Freitod ging. Mit Horst Schlechte, dies war angedeutet worden, konnte oder wollte Blaschke nur bedingt zusammenarbeiten. Zwar pflegte er gute Kontakte zu Oskar August, Rudolf Forberger, Edgar Lehmann, Hans Walther und bald darauf auch zu Franz Lau, Heinrich Magirius, Manfred Kobuch oder Gerhard Graf, aber letztlich agierte er zunehmend als trotziger Einzelkämpfer. Sieht man einmal von der offenkundig vertrauensvollen Zusammenarbeit mit Kretzschmar ab, so war und blieb Blaschke ein Steppenwolf. Einzig als es galt, die illegalen Vorbereitungen für den Transport der großen Bibliothek von Ludwig Erich Schmitt in den Westen in die Wege zu leiten, konspirierte er vertrauensvoll mit dem Germanisten Horst Nauemann und Werner Coblenz. Doch das blieb eine Ausnahme.

Die seitens der Karl-Marx-Universität Leipzig verweigerte Lehrbefugnis im Rahmen des Habilitationsverfahrens war ein wichtiger Grund für seine zunehmende Widerspenstigkeit. Das Manuskript der Habilitationsschrift über die

Bevölkerungsgeschichte Sachsens bis zur Industriellen Revolution hatte er Ende Juli 1961 abgegeben. Danach fuhr er in die Niederlande zu seiner Frau, die dort ein mehrwöchiges Forschungspraktikum absolvierte. Anschließend brachen sie gemeinsam zu einer Tour durch Flandern und Frankreich auf. Am 13. August 1961 verweilten sie in Paris und am nächsten Tag erfuhren sie in einem bretonischen Dorf vom Bau der Berliner Mauer. Die beiden haben in den nachfolgenden Urlaubstagen zu keiner Zeit ernsthaft erwogen, dauerhaft im Westen zu bleiben. Sie hatten ihr Zuhause in Friedewald. Blaschke hoffte auf einen erfolgreichen Abschluss des Habilitationsverfahrens und seine inzwischen längst promovierte Ehefrau strebte eine berufliche Laufbahn in den Naturwissenschaften an. Das Habilitationsverfahren wurde im Jahr 1962 abgeschlossen. Inzwischen war er jedoch ins Visier der Staatssicherheit geraten. Die umfangreiche Aktenüberlieferung über ihn setzt im November 1961 ein. Nach seiner Selbstauskunft waren einige Archivare am Dresdner Staatsarchiv erstaunt, dass er mit seiner Frau nach dem 13. August zurückgekehrt war. Das ist ein Hinweis, dass er bereits zu dieser Zeit – um den DDR-Jargon zu gebrauchen – als ‚politisch unzuverlässig‘ galt. Dieser Umstand sowie sein öffentliches Auftreten als nichtmarxistischer Historiker werden zur verweigerten Lehrbefugnis geführt haben. Die fehlende Parteimitgliedschaft sollte nicht angeführt werden, da nicht wenige Fakultäten ostdeutscher Universitäten die *Facultas Docendi* gelegentlich erst verspätet verliehen haben. Besonders in den geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern wurde von künftigen Dozenten gefordert, die akademische Jugend im Sinne der herrschenden Ideologie zu unterweisen. Davon war Blaschke jedoch weit entfernt.

Der gesamte Konflikt erfuhr eine Steigerung, als ihm Karl Schirdewan im Jahr 1963 *coram publico* die Ablösung als Abteilungsleiter offeriert hat. Dass Schlechte in dieses unwürdige Spiel involviert war, kann als gesichert gelten. Bis 1965 protestierte Blaschke höchst offiziell bei verschiedenen staatlichen Stellen gegen diese letztendlich politisch motivierte Zurücksetzung. Erfolglos. Als der bereits mehrfach zitierte Nachruf auf Hellmut Kretzschmar Ende des Jahres 1966 staatlicherseits durch den Bruch des Postgeheimnisses – allein diese Tatsache offenbart, wie intensiv er bereits observiert wurde und welche Verhältnisse im Osten herrschten – abgefangen wurde, bestellte man Blaschke nach Potsdam ein. Unverhohlen drohten ihm die Funktionäre, umgehend für die Entlassung aus dem staatlichen Archivdienst zu sorgen, so er den Nachruf nicht zurückzöge. In der Zwischenzeit waren die Töchter Mechthild (1962) und Gundula (1965) geboren, sodass der Familienvater einknickte. Rückblickend hielt er in seinen Erinnerungen fest: Familienväter sind schlechte Kämpfer auf den Barrikaden. Erst als sich im Laufe des Jahres 1968 abzuzeichnen begann, dass er unter dem Dach der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens eine bescheidene Anstellung finden könnte, ließ er den Nachruf den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“ auf Umwegen zukommen, sodass er im Jahrgang 1969 erschien. Binnen weniger Jahre hatte Karlheinz Blaschke am eigenen Leib erfahren, wie die Administration des sogenannten Arbeiter-und-Bauern-Staates mit Andersdenkenden umging. Die verweigerte

Lehrbefugnis, seine Absetzung als Abteilungsleiter und das unwürdige Gezerre um den Nachruf auf den Altdirektor Kretzschmar haben bei ihm Wunden geschlagen, die nur schwer heilen wollten und später immer wieder aufbrachen. Als in den 1990er-Jahren über die DDR insgesamt diskutiert wurde, hatten nicht wenige vergessen oder wollten es nicht wahrhaben, dass hinter dem Eisernen Vorhang in den Fünfziger- und Sechzigerjahren sowie auch späterhin entschieden vertrieben, enteignet, relegiert, diskriminiert, verleumdet und bespitzelt wurde. Im Arbeiter-und-Bauern-Paradies der Funktionäre durfte man fast alles sein, „aber nicht selbsthandelnder Arbeiter oder Bauer oder einfach nur ein Andersdenkender“ (Gerhard Graf).

Zum 1. Januar 1969 wechselte Blaschke ans Theologische Seminar nach Leipzig, das sich in Trägerschaft der evangelisch-lutherischen Landeskirchen aus Sachsen, Thüringen und Mecklenburg befand. An dieser hochschulgleichen, jedoch staatsfernen Bildungsstätte, lehrten ausschließlich Dozenten und studierten Absolventen, die der herrschenden DDR- Staatsideologie ablehnend gegenüberstanden. Im Laufe der Achtzigerjahre stieg das Theologische Seminar zunehmend zu einem Ort des Widerstands auf. In ihm entfaltete Blaschke auf seiner Dozentur für Geschichte und Soziologie eine rege Lehr- und Vortragstätigkeit. Unvergleichlich waren nicht allein seine Vorlesungen und Seminare, sondern zugleich die vielen Abendveranstaltungen in sächsischen Kirchgemeinden. Davon ist eingangs berichtet worden. Karlheinz Blaschke hat auf diese Weise eine Generation ostdeutscher Pfarrer, aber auch Laien, die zu seinen Vorträgen gepilgert sind, maßgeblich geprägt. Wer Landesgeschichte in diesen Zeiten ideologiefrei hören, verstehen und begreifen wollte, ging zu ihm. In diesen Jahren gab er die „Herbergen der Christenheit. Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte“ heraus (Bände 9–18). Bereits zuvor hatte er die „Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte“ (Bände 1–9; 1963–1988) begründet, ohne dass er oder mancher seiner Mitstreiter wie Hans Walther im Impressum genannt worden ist.

Den Wechsel an das Theologische Seminar in der Leipziger Mozartstraße kann man hinsichtlich seines Schaffens als Zäsur darstellen, da er keinen unmittelbaren Zugang mehr zu den herausragenden Quellenbeständen des Dresdner Staatsarchivs sowie zur dortigen Dienstbibliothek besaß. Während seine Abhandlungen über die landesherrlichen Behörden des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit oder zur Staatsbildung in Kursachsen, die weit ausgreifenden Untersuchungen zur Bevölkerungsentwicklung, zur sich verändernden ländlichen Sozialstruktur oder über den spätmittelalterlichen Wüstungsprozess sowie zum Bauernlegen, seine Aufsätze zur Wirtschafts- oder Siedlungsgeschichte alle quellennah und problemorientiert sind, wurden fortan seine Veröffentlichungen unverkennbar essayistischer und darstellender. Beispielhaft dafür seien seine Bücher über „Sachsen im Zeitalter der Reformation“ oder zu „Moritz von Sachsen“ genannt. Gewiss, damit erreichte er ein weitaus größeres Publikum als mit den Spezialstudien in den einschlägigen Fachzeitschriften, wobei er ohnehin bevorzugt in den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“, der „Zeitschrift für Rechtsgeschichte“, der „Viertel-

jahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, der „Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie“ oder im „Der Staat“ publiziert hat – also in westdeutschen Periodika, die im Osten nicht ohne weiteres überall zugänglich waren. In der DDR selbst waren die „Sächsischen Heimatblätter“, die halbjährlich erscheinende Heimatzeitschrift „Der Rundblick“ und – jedoch erst später – das „Jahrbuch für Regionalgeschichte“ seine bevorzugten Publikationsorgane. In der auf Marxismus-Leninismus getrimmten „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ hat er keine einzige Zeile publiziert. Unter den Verlagen des Ostens muss eindeutig Hermann Böhlau Nachfolger in Weimar mit der charismatischen Leiva Petersen genannt werden. In diesem traditionsreichen Verlagshaus erschien 1967 seine Habilitationsschrift und im Jahr 1969 die wahrlich grundlegende Abhandlung über die „Kirchenorganisation in den Bistümern Meißen, Merseburg und Naumburg um 1500“, die er gemeinsam mit Walther Haupt und Heinz Wießner vorgelegt hat. Nicht zuletzt in landesgeschichtlich vergleichender Perspektive darf dieser Atlas Einmaligkeit beanspruchen. Mit dem Erscheinen dieses Werkes signalisierte Blaschke außerdem, dass er am Vermächtnis und am Arbeitsplan der einstmalig Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte festzuhalten gedachte. Sein großes Ziel, einen Atlas zur Geschichte von Sachsen herauszugeben, hatte er längst noch nicht aus den Augen verloren.

Spätestens in den 1960er-Jahren entdeckte Blaschke für sich persönlich die Stadtgeschichte als Forschungsgegenstand, der ihn bis ins hohe Alter umtrieb. Walter Schlesingers Buch über die Anfänge mitteldeutscher Städte aus dem Jahr 1952 stand mit der persönlichen Widmung des Autors versehen stets griffbereit auf seinem Schreib- und Arbeitstisch in Friedewald. An diesem grundsätzlichen Werk versuchte er sich zu orientieren. Anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadt Colditz im Mai 1965 erschien eine Festschrift, deren Entstehung Horst Naumann zu verdanken war. In ihr äußerte sich Blaschke zur Stadtentstehung. Er lenkte seinen Blick auf eine vor den Toren der Stadt befindliche Kapelle, die unter dem Schutz des Heiligen Nikolaus stand. Das Patrozinium war zugleich namensgebend für ein vorstädtisches Viertel und das dazugehörige, in die Altstadt führende Stadttor. Die romanische Basilika der Kapelle könnte vielleicht auf eine ursprüngliche Kirche hinweisen. Ansonsten fehlen sämtliche Quellen, die sie als vollwertiges Gotteshaus mit allen Pfarrrechten auszeichnet. Blaschke erhob sie zu einer Kaufmannskirche. Hinsichtlich ihrer Funktion knüpfte er an Überlegungen und Beobachtungen von Paul Johansen zu den Kaufmannskirchen im Ostseeraum an, ohne ihn freilich an irgendeiner Stelle auch nur zu erwähnen. Im Gegensatz zu Johansen setzte er jedoch in den nachfolgenden Jahren eine jede Nikolaikirche mit einer Kaufmannskirche gleich und wies ihnen pauschal einen Platz in den städtischen Frühgeschichten zu. Während er im Falle von Colditz noch mühsame und akribische Quellenarbeit, namentlich in den ungedruckten Überlieferungen der Archive, verrichtet hatte und im Text der Konjunktiv dominierte, so begann er alsbald sehr verallgemeinernd die Frühgeschichte vieler sächsischer und bald darauf auch mitteldeutscher Städte ohne eingehende und abwägende Quellen-

arbeit mit dem Phänomen des Nikolaipatroziniums zu erklären. Wohlgemeinte Kritik an seiner ‚Theorie‘ ignorierte er bewusst, wies sie barsch zurück und begann sich – besonders gegen Ende seiner Schaffensperiode – in der komplizierten Gemengelage hochmittelalterlicher Stadtentstehungen völlig zu verirren. Die geradezu tragisch zu nennenden Fehldeutungen sind im hohen Maße kompatibel mit seinem beharrlichen, eigensinnigen und rastlosen Wirken.

Nach dem Mauerbau war Karlheinz Blaschke fünfzehn Jahre in der DDR eingeschlossen. Erst 1976 war es ihm als ‚Kirchen-Mann‘ wieder vergönnt, in den Westen reisen zu dürfen, noch dazu in die Vereinigten Staaten. Da er als Historiker und Archivar als Fachmann international ausgewiesen war, konnte er – im Gegensatz zum eingemauerten DDR-Volk – fortan dann und wann Auslandsreisen antreten, die ihn wahrlich in alle Welt führten. Auf diesen Reisen knüpfte er Kontakte zu Kollegen, die ihrerseits ihn sowie vor allem andere Wissenschaftler aus ostdeutschen Kirchenkreisen wiederholt in die freie Welt eingeladen haben. Nach 1989 schlussfolgerte sogar ein Funktionär in einer überhitzten Debatte, dass er aufgrund seines Umherreisens im Westen *eigentlich zu den Privilegierten in der DDR* gehört habe. Ein abstruses Argument, weil es den beschwerlichen Werdegang Blaschkes komplett ignoriert. Tatsache war und ist jedoch, dass es wohl nur wenige Ostdeutsche gegeben hat, die nicht nur in den Westen fahren durften, sondern die vor allem auch in der freien Welt publiziert haben. Blaschke hatte etwas zu sagen. Und was er sagte oder schrieb, hatte Gewicht – nicht zuletzt im Westen. Auch sein gesprochenes Wort wurde wahrgenommen, im Westen wie im Osten – und beileibe nicht nur in der Mozartstraße oder in den Pfarrhäusern auf dem platten Lande.

Vorrangig bot ihm der Kulturbund der DDR ein Podium, um seine Forschungen zur sächsischen Landesgeschichte einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Es war namentlich der im Jahr 1930 geborene und in Hohburg bei Wurzen wirkende Manfred Müller (‚Rundblick-Müller‘), der ihn wiederholt zu Vorträgen einlud und ihm seine Halbjahresschrift für Publikationen öffnete. Blaschke kam auf diese Weise mit Heimatforschern in Kontakt, die ihn nicht zuletzt auf so manches landesgeschichtliche Unikat hingewiesen haben. Dankbar nahm er es an – wie im Falle des in der Kirche zu Altmügeln befindlichen ‚Bauerndenkmals‘ aus dem Jahr 1536. Als er einmal auf diese knappe und letztlich doch an sehr entlegener Stelle veröffentlichte Miszelle mit dem Hinweis angesprochen wurde, er möge sich doch nicht verzetteln, soll er brummig geantwortet haben: *Wer sich zu wichtig für kleinere Arbeiten hält, ist meistens zu klein für wichtigere Arbeiten*. Wer Blaschke in diesen Zeiten zuhören konnte, spürte und ahnte nichts von seinen in den Sechzigerjahren erlebten Zurücksetzungen. Im Gegenteil. ‚Doktor Blaschke‘ referierte wortgewaltig und leidenschaftlich zu seinen Themen – ohne Bezugnahme zu den herrschenden Verhältnissen, sachlich, unironisch und humorlos. Sein kantiges Auftreten, die ausdrucksstarke Hornbrille, die kräftige Stimme, einige Kugelschreiber, die als Accessoire stets aus der Brusttasche des Sakkos herausragten, sowie der gingstergelbe Skoda-100 waren damals unverwechselbare Markenzeichen

eines Mannes, der ruhe- und rastlos im Dienst der Landesgeschichte, auch über Sachsen hinausgehend, unterwegs war. Das sich seit Anfang der Siebzigerjahre allmählich herausbildende Konkurrenzunternehmen, die universitäre Regionalgeschichte, hatte dem wenig entgegenzusetzen; sie blieb – zumindest bis gegen Ende der Achtzigerjahre – verstärkt dem akademischen Milieu im Elfenbeinturm verhaftet. Diesbezüglich scheint ein Wort von Heinz Quirin aus dem Jahr 1960 aktueller denn je: *Landesgeschichte kann ohne eine sinnvoll betriebene Heimatforschung nur schwer bestehen. Es gilt, diesen praktischen Bereich der Landesgeschichte stets zu berücksichtigen.*

Blaschke war infolge des Wechsels in die Leipziger Mozartstraße keinesfalls konfliktmüde geworden. Das steht außer Frage. Ohnegleichen war sein Zusammenstoß mit Jürgen Kuczynski im Hörsaal des Leipziger Kroch-Hochhauses am 4. Juni 1981 anlässlich einer Podiumsdiskussion. Sie war anberaumt worden, weil Kuczynski 1980 den ersten und ein Jahr später den zweiten Band seiner Geschichte des Alltags des deutschen Volkes vorgelegt hatte. Es gäbe Kritisches zu beiden Bänden zu sagen, doch dies würde den Rahmen dieses Nachrufes sprengen. Ungewöhnlich kritische Worte fand damals bereits Karlheinz Blaschke. Ihm hatten zwar die Gastgeber nicht zu dieser hochhoffiziellen Diskussionsrunde eingeladen, gleichwohl war er mit zwei kirchengeschichtlichen Kollegen vom Theologischen Seminar zugegen. Die Offiziellen der Karl-Marx-Universität hatten die Veranstaltung wie eine ZK-Sitzung vorbereitet. Mancher Dozent meinte sogar, seine NVA-Offiziersuniform samt Schützenschnur tragen zu müssen. Andere hoffierten Kuczynski wie einen Primas und Dritte hofften vielleicht, dass infolge der veröffentlichten Alltagsgeschichte ein Paradigmenwechsel in der DDR-Geschichtswissenschaft anstünde. Der gefeierte Kuczynski wiederum wählte wohl, die Würde des Tages durch ihn umhüllende Tabaksschwaden zu steigern. Er qualmte Pfeife und hüllte sich in Dunst. Eine bizarre Aufführung war es, die nicht zuletzt in jenem Hörsaal inszeniert wurde, in dem einst Ernst Bloch am Katheder gestanden und die Worte gesprochen hatte: *Die Diktatur organisiert den Jubel, die Demokratie die Kritik.* Die Zeremonienmeister hatten alles gut vorbereitet. Die Inszenierung war perfekt. Auch die einstudierten Fragen, die aus dem Publikum heraus artig an den Großmeister gestellt werden durften. Schließlich ergriff Blaschke mit spürbarer Angriffslust das Wort. Zurecht kritisierte er an Kuczynskis Alltagsgeschichte, dass Themen wie Frömmigkeit und Gottesglaube sowie die Kirche insgesamt, beispielsweise hinsichtlich der Volksbildung und des Schulwesens, völlig unberücksichtigt geblieben waren. Auch rieb er sich an der unsinnigen These, es habe in Kursachsen eine ‚zweite Leibeigenschaft‘ gegeben. Legendär war freilich Blaschkes einleitender Satz: *Herr Kuczynski, ich gehöre zwar nicht zu ihrem Stall, obwohl ich auch einst aus ihrer Krippe gefressen habe.* Diese Bemerkung sorgte für Aufsehen, weil sie für Außenstehende völlig unverständlich war. Der Satz wurde als Sakrileg aufgefasst und so auch gedeutet. Jürgen Kuczynski sog an seiner qualmenden Tabakspfeife und winkte mit altersmilder Gelassenheit ab. Die Claqueure und bestellten Beifallklatsher waren freilich entsetzt. Einzig ein

international angesehener Leipziger Historiker, der einige Plätze vor Blaschke saß, lächelte still in sich hinein.

Anfang der Achtzigerjahre begann Karlheinz Blaschke konzeptionell über eine eigne Gesamtdarstellung der sächsischen Geschichte nachzudenken. Von ihm selbst wurde kolportiert, dass er in die Überlegungen zur geplanten marxistischen Geschichte Sachsens, so wie sie schließlich im Herbst 1989 erschienen ist, nicht mit eingebunden worden war. Das ist wohl nicht exakt. Da dieses Projekt seit 1981 ein Vorhaben der Historischen Kommission war, stand es allen Kommissionsmitgliedern offen, sich an den Diskussionen zu beteiligen. Anfänglich brachte er sich auch ein. Allerdings zog er sich nach und nach zurück. Hinsichtlich der Gründe gehen bis heute die Meinungen weit auseinander – auf keinen Fall waren es nur Periodisierungsfragen, das Drängeln potenzieller Autoren um einzelne Zeitabschnitte der zu verfassenden Darstellung oder die von Anbeginn an feststehende und unumstößliche Tatsache, dass dieses Unternehmen zweifellos unter marxistischer Flagge segeln würde. Blaschke machte nicht mit. Er entwarf eine eigene Konzeption, die ursprünglich auf drei Bände angelegt war. In seinem nach 1992 durchgeführten Forschungsseminar sprach er selbst mehrfach davon, diese Aufgabe im Alleingang noch zu bewältigen. Allerdings ging er inzwischen von einer sogar vierbändigen sächsischen Geschichte aus. Nach seinem bereits erschienenen Mittelalterband beabsichtigte er, den Band für die Frühe Neuzeit mit dem Frieden von Hubertusburg abzuschließen. Die Zeitspanne zwischen 1763 und den bürgerlichen Reformen sah er zu dieser Zeit als eine eigenständige Epoche sächsischer Geschichte an, die schließlich durch Industrialisierung, Urbanisierung und Modernisierung abgelöst wurde. Es ist bekannt, dass ‚nur‘ seine „Geschichte Sachsens im Mittelalter“ im Sommer 1990 erschien. Das Manuskript hatte er bereits im Frühjahr 1986 abgeschlossen. Es wäre eine eigene Miszelle wert, die Geschichte der verschleppten Drucklegung darzustellen. Jenseits aller Verzögerungen bleibt festzuhalten, dass Blaschkes „Geschichte Sachsens im Mittelalter“ ein herausragendes Meisterwerk ist und bleibt, das in einem Atemzug mit dem Ortsverzeichnis, seiner Bevölkerungsgeschichte, dem 1969 erschienenen Bistumsatlas, dem späteren „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ sowie dem „Kursächsischen Ämteratlas 1790“ genannt werden muss.

Nachdem Blaschke im Frühjahr 1986 das Manuskript zu seiner Mittelaltergeschichte abgeschlossen hatte, begann er mit den Arbeiten zu dem Monumentalgemälde des Fürstenzuges zu Dresden. Hinsichtlich des Textes erinnert es an den essayistischen und großzügig fabulierenden Stil von Hellmut Kretzschmar und an Blaschkes Bücher über Moritz oder die Reformationszeit in Sachsen. Im „Der Fürstenzug zu Dresden. Denkmal und Geschichte des Hauses Wettin“ fügte er sich zugleich in die vielfältigen und kontrovers geführten Diskussionen Ende der Achtzigerjahre ein. Immerhin wollte man hierzulande seitens staatlicher Stellen ebenfalls an die 900. Wiederkehr der Belehnung des wettinischen Grafen Heinrich I. von Eilenburg mit der Markgrafschaft Meißen im Jahr 1089 erinnern – was auch zwischen April und Anfang Juli 1989 geschah. Ursprünglich hatte der Urania-

Verlag geplant, das Fürstenzug-Buch pünktlich anlässlich des Jubiläums auszuliefern. Doch Blaschke, der äußerst produktiv und nicht zuletzt zuverlässig war, lieferte das Manuskript verspätet ab. In jenem Jahr kam schließlich ohnehin alles anders. Im ‚Fürstenzug‘ hatte sich sein Blick auf die sächsische Geschichte dahingehend verfestigt, dass er einige Wettiner – ohne belastbare Kriterien zu nennen – auf den Schild der Ehre erhob, andere indessen verteufelte. Teilweise schimmert dies bereits in seiner Darstellung über Herzog Moritz durch. Der überhöhte personen- und dynastiegeschichtliche Zugriff stand jedoch im schroffen Widerspruch zu Blaschkes an und für sich gesellschafts- und strukturgeschichtlicher Sichtweise auf historische Entwicklungen. Die Ursachen für diesen eigenartigen Antagonismus können rückblickend kaum dechiffriert werden. Vermutungen, dass man diesen Gegensatz mit der immer heftiger werdenden Konkurrenz der beiden Autoren – der eine hatte sich eben auf den Herzog und Kurfürsten Moritz konzentriert, der andere saß an einer großen Abhandlung über den Kurfürsten-König August den Starken – erklären sollte, wollen nicht verstummen.

Tatsache ist, dass Blaschke den Kurfürsten Moritz bereits in der im Jahr 1983 erschienenen Biografie „als den zweifellos fähigsten aus der Reihe der wettinischen Fürsten“ hervorgehoben hatte. Seine Argumentationen gründen sich im hohen Maße auf den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges sowie auf den Passauer Vertrag. Eher beiläufig erwähnt er des Herzogs Vabanquespiel gegenüber Kaiser Karl V. Ganz im Sinne des 19. Jahrhunderts werden Schlachtenglück und territorialer Zugewinn als Maßstäbe angeblicher historischer Größe aufgewertet; ganz in der historistischen Tradition interpretiert er des Herzogs Aufstieg vom Ergebnis her, ohne auf dessen Hasardieren einzugehen. Nun gut, eine derartige Betrachtung steht jedem frei. Die scharfe Kontrastierung zwischen Moritz auf der einen und August dem Starken auf der anderen Seite erscheint jedoch als noch problematischer. Sie ist in seinem Fürstenzug-Buch grundgelegt. Letztlich verstieg sich Blaschke zu einem ahistorischen Moralisieren gegenüber dem sächsisch-polnischen Kurfürsten-König. Das diffamierende Abqualifizieren gipfelte auf dem Königsteiner Symposium im September 1994 sowie vor allem auf der großen internationalen Dresdner Konferenz im Sommer 1997. Es nahm geradezu groteske Züge an, sodass ihm auch wohlgesonnene Kollegen Geschichtsklitterung vorwarfen. Doch um Kritik scherte sich Blaschke kaum, zumal er – auch das muss gesagt werden – derartig viele Forschungsfelder beackert hat, dass ihm kritische Erwiderungen hinsichtlich seiner Bewertung der wettinischen Markgrafen, Herzöge und Kurfürsten sowie Könige eigentlich gleichgültig waren.

Im geschichtsträchtigen Jahr 1989 erschien im Frühjahr die von ihm entworfene und angefertigte Karte „Das Kurfürstentum Sachsen am Ende des Alten Reiches“ im Mehrfarbendruck. Über den staatlichen Buchhandel konnte sie nur mit Mühe bezogen werden. Blaschke verteilte sie persönlich in ausgewählten sächsischen Buchhandlungen – in Leipzig war es jene am Thomaskirchhof, in der traditionell das Sortiment der christlichen Verlage dominierte. Die Karte hatte – wie auch den Atlas zur Kirchenorganisation der Bistümer – der in Dresden wirkende

Georg Böhne gezeichnet, der bereits 1961 verstorben war. Somit lag der Entwurf über 28 Jahre in Blaschkes Schublade, bevor er mit Unterstützung von Werner Stams, der in diesen Jahren amtierender Leiter des Fachbereichs „Wissenschaftliche Kartographie“ an der Sektion Geodäsie und Kartografie der Technischen Universität Dresden war, veröffentlicht werden konnte. Ein frisch gedrucktes Kartenblatt schickte Blaschke an Edgar Lehmann und legte einen auf den 30. Mai 1989 datierten Brief bei, den Klaus Breitfeld im Jahr 1997 veröffentlicht hat. Blaschke schreibt an Lehmann: *Ich bin in diesem Lande geblieben, um etwas zu bewirken oder auch etwas zu verändern. Dazu scheint sich jetzt die Gelegenheit zu ergeben, wenn auch außerhalb der etablierten und organisierten Wissenschaft, wo die seit Jahrzehnten eingefahrenen Verhältnisse weiterbestehen.* Auf welche Weise er die Arbeit am Atlas in der DDR wieder aufnehmen wollte, bleibt unbekannt. Wahrscheinlich hoffte er auf die Unterstützung von Werner Stams, der auch später dem Redaktionskollegium des Atlas zur Geschichte und Landeskunde angehört hat.

Auf den Tag genau 40 Tage später wiederholte er sinngemäß jene Worte, die er an Lehmann geschrieben hatte, in der völlig überfüllten Leipziger Thomaskirche. Vom 6. bis zum 9. Juli 1989 fand der Evangelische Kirchentag unter dem Motto des Psalms 8,5 *Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst* in der Messestadt statt. Der Kirchentag wird von einigen als Ouvertüre zur Friedlichen Revolution gedeutet. Tatsache ist, dass viele von Blaschkes Studenten, so Reiner Müller, Bernd Oehler oder Thomas Rudolph, nur zuweilen an den offiziellen Veranstaltungen teilgenommen haben, da sich die innerkirchlichen Oppositionsgruppen nicht mehr durch die Kirchenleitung vertreten sahen. Bekanntermaßen fand in der Lukaskirche, maßgeblich vom dortigen Pfarrer Christoph Wonneberger organisiert, der ‚statt-Kirchentag‘ statt. Auf dem Leipziger Kirchentag – wie auf dem gesamten Osten – lastete bleischwer die anschwellende Fluchtbewegung Richtung Westen, wengleich im Juli nicht vorhersehbar war, was im Spätsommer und Herbst losbrechen sollte. Der Dammbbruch stand erst bevor. Jedenfalls hatte die Kirchenleitung am 8. Juli zu einem Symposium in die Thomaskirche geladen. Es stand unter dem Leitgedanken „Hoffen oder resignieren“ – die Bezüge zur Ausreisebewegung waren eindeutig. Neben Bischof Albrecht Schönherr, Günther Gaus und anderen saß auch Blaschke im Podium. Er war zur Teilnahme aufgefordert worden, weil sein Wort Gewicht hatte. Das von ihm Gesagte war wie sein Leben und Wirken authentisch. Da der im Oktober 1989 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung abgedruckte Vortragstext doch stark erweitert und nicht zuletzt etwas geglättet ist, seien Blaschkes Worte vom 8. Juli 1989 an dieser Stelle wiedergegeben:

Wir wissen alle, dass für viele Menschen unseres Landes die Verhältnisse unerträglich geworden sind, dass sie ein weiteres Leben in unserem Lande nicht mehr als lebenswert ansehen können – das ist ihre subjektive Einstellung, ihre Deutung der Verhältnisse. Aber diese subjektive Deutung beruht auf objektiven Tatsachen. Die allgemeinen Lebensbedingungen in unserem Lande sind schlechter als anderswo. Sie sind gewiss viel besser als anderswo, aber viele Menschen sehen nur,

dass sie schlechter sind. Die wirtschaftliche Lage unseres Landes ist objektiv nicht gut. Die Wohnraumsituation ist katastrophal. Die Altstädte unseres Landes brechen zusammen. Der Wohnungsbau kommt nicht hinterher. Die Versorgungslage lässt zu wünschen übrig. Die Bewegungsfreiheit ist immer noch eingeschränkt, obwohl sich auch hier manches verbessert hat. Für Christen sind die beruflichen Chancen immer noch eingeschränkt, ich kann davon selbst ein Lied singen. Wir werden in Unmündigkeit gehalten durch eine Bürokratie [Akklamation]. [...] Jeder wird gebraucht. Jeder der hier ausreist, reißt ein Loch in ein Netz. [...] Die Schlussfolgerung für viele Menschen heißt dann einfach: weg. Dem besseren Leben zu. Wir sind eine Not- und Schicksalsgemeinschaft, wie ein Schiff in Seenot. Und jeder, der davongeht, schwächt die Zurückbleibenden. Und wir müssen uns die Frage vorlegen, was wird aus unserem Land? Eine Frage, die ich als Historiker besonders sehe – in der reichen kulturellen Tradition unseres Landes. Soll die einfach kaputtgehen? Soll das abbrechen? Es ist eine historische Tatsache, dass Auswanderungsbewegungen stets eine qualitative Selektion zur Folge haben. Das heißt, es gehen immer die Aktivsten, die Tüchtigsten, die Leute, von denen im Lande ihrer Ankunft etwas Positives ausgeht. Das Bleiben ist eine nationale Aufgabe, denn auch hier ist ein Stück Deutschland.

Es wird gesagt, dass von diesem Symposium etwas Apologetisches, etwas Rechtfertigendes ausging. Vermahnungen. Christlich-preußische Pflichterfüllung, um das Ausbluten des Landes einzudämmen – um den Exodus abzuwenden. Letztlich spiegeln Blaschkes Worte eine Authentizität wider, die er vor und nach 1989 vorgelebt hat. Es muss nicht wieder auf seine Rückkehr aus der Bretagne 1961 verwiesen werden – oder auf den Brief an Edgar Lehmann. Bereits Ende der Siebzigerjahre hat er einen Kollegen, der die Ausreise beantragt hatte, energisch mit der mahnenden Frage bedrängt, *wollen Sie unsere Heimat komplett den Funktionalen überlassen?* Der damals an der Sächsischen Akademie beschäftigte Wissenschaftler blieb und konnte sich nach 1989 habilitieren und Professor werden. Blaschkes Aufrichtigkeit und seine Glaubwürdigkeit gaben zweifellos Halt. Seine bisweilen schroffe Art, unbequeme Wahrheiten zu sagen, schätzten im Osten auch jene, die nicht wie er konfrontativ zum System standen. Sie haben seine Offenherzigkeit nie als Hofnarrentum diskreditiert. Blaschke war weder Bürgerrechtler noch Widerstandskämpfer. Er war – um die letzte und so berühmte Zeile aus Günter Eichs Gedicht *Wacht auf* von 1950 zu zitieren – unbequem: *Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt.* Es steht außer Frage, dass er unbequem war. Ob er das Gedicht von Eich kannte, wissen wir nicht. Freilich scheint es mehr als nur eine eigenartige Fügung zu sein, dass sich auf der Freiheit in Meißen, also auf dem alten Burglehn und in jener Gasse, die sich vom Ostchor der Stiftskirche St. Afra hinauf zu Dom und Burg schlängelt, seit vielen Jahren ein Graffito finden lässt. An der graugetünchten Rückseite des Gebäudes Freiheit 4 – vis-à-vis dem Maltitzer Hof – steht in dunkelgrüner Farbe geschrieben: *Wachet auf, denn eure Träume sind schlecht.* Manche, die in der Nachfolge Blaschkes Dienst am Hochstift Meißen verrichten, erinnern sich an dieser Stelle oft an den so

unbequemen Mann – der als Dechant und Domherr über viele Jahrzehnte hinweg für Dom und Hochstift uneigennützig gedient hat.

Im Juni 1989 hatte die Historische Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften den Termin für die nächste Herbstsitzung auf den 10. November 1989 festgelegt. Natürlich ahnte zu diesem Zeitpunkt niemand, welche Bedeutung der Tag und Vortag für die Geschichte haben würde. Man wird sich vielleicht vorstellen können, dass der an und für sich so humorlose Blaschke an diesem so klaren und sonnenüberfluteten Novemberfreitag mit einem Schmunzeln im Gesicht nach Leipzig aufgebrochen ist. Jedoch verging in dieser Nachmittagssitzung fast allen Kommissionsmitgliedern das Lachen, als er sich unaufgefordert erhob und zum Pult trat. Es war eine Brandrede. Viele sollten folgen. Derjenige, den er 1979 zum Bleiben im Osten ermahnte hatte, sprach mit Blick auf Blaschkes Auftritt in der Kommission davon, dass *sie alle wie die begossenen Pudel dasaßen*. In diesen Tagen und Wochen sowie sicherlich zu Beginn der 1990er-Jahre musste Klartext hinsichtlich der vielen Verfehlungen, Halbwahrheiten, der durch Ideologie übersättigten Darstellung von Geschichte in der DDR gesprochen werden. Man konnte nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Bereits vor dem Fall der Mauer hatte Christoph Hein die Geschichtswissenschaft der DDR als die ‚fünfte Grundrechenart‘ verspottet: *Das Ergebnis wird zuerst unter den Strich geschrieben und dann darüber alles so fein zusammengebastelt, dass die Rechnung stimmt. Wie es mit der Wahrheit steht, spielt keine Rolle, die simple Theorie muss immer als richtig bewiesen werden*. Blaschke, der das so nah und am eigenen Leibe erfahren hatte und erleben musste, meldete sich zunehmend zu Wort. Es folgten Vortrag auf Vortrag, Veröffentlichung auf Veröffentlichung – nicht wenige davon in den großen Tageszeitungen des Westens. Die Tonlage war harsch und wurde bald barscher und polternder. An keiner Stelle hat er zu den Verwerfungen, Irrtümern und Ungerechtigkeiten, die zwischen 1945 und 1989 im Osten vorgefallen waren und sich ereignet hatten, etwas veröffentlicht, was nur im Entferntesten in Bezug auf die ‚fünfte Grundrechenart‘ gestanden hätte. Das muss nicht zuletzt deshalb betont werden, weil durch die sich anschließenden Diskussionen und die vielen konstruktiven Entgegnungen gelegentlich eben auch klitternde Relativierungen erschienen sind, über die man sich weder damals noch heute mokiert hat.

Im Zuge der wiedererlangten Einheit Deutschlands und der Begründung des Freistaates Sachsen wurde Karlheinz Blaschke zum Leiter des Referats für Archivwesen ins Sächsische Innenministerium bestellt. Dieses Amt versah der inzwischen in die Jahre gekommene Archivar 1991 und 1992. Zum 1. Oktober 1992 wurde er schließlich zum ordentlichen Universitätsprofessor für Sächsische Landesgeschichte an der Technischen Universität Dresden ernannt. Die Berufung für den inzwischen 65-jährigen war durch eine Sonderregelung ermöglicht worden. Bis zu seiner Emeritierung Anfang des Jahres 1998 wirkte er auf dieser Stelle rast- und ruhelos. Maßgeblich hat er die sächsische Landesgeschichte von Grunde auf wieder neu aufbauen geholfen. Als Assistenten standen Simone Lässig und Josef Matzerath an seiner Seite. In den wenigen Jahren brachte Blaschke als Erstgutach-

ter fünf Promotionsverfahren zum Abschluss und regte drei Habilitationen an. Das vom Oktober 1993 bis zu seiner Pensionierung von ihm geleitete Forschungsseminar zur sächsischen Landesgeschichte, das ‚Montags-Kolloquium‘, darf rückblickend als ein außergewöhnlicher Ort kritischer Diskussionen bezeichnet werden. Blaschke allein hat seit 1991/93 beharrlich und entschieden die Einrichtung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde – teilweise bösen Widerständen trotzend – vorangetrieben. Die Gründung dieses inzwischen weithin anerkannten und leistungsstarken Instituts ist sein alleiniges Verdienst. Zeitgleich begründete er als Herausgeber wieder das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“, das 1943 letztmalig erschienen war. Sein unentbehrlicher Mitarbeiter war in diesen Jahren Uwe John, der wie die beiden Assistenten und die Sekretärin Claudia Müller zum engsten Mitarbeiterkreis gehörte. Karlheinz Blaschke hat sich nicht geschont. Selbst das ihm zustehende Forschungsfreisemester hat er mit den Worten abgelehnt, dass er *Zeit seines Lebens kein Freisemester gehabt habe*. Als er sich einer kleinen Operation unterziehen musste, lehnte er eine Krankschreibung ab. Sein direkter Weg führte ihn vom OP-Saal in den Hörsaal – dort verrichtete er mit der Kanüle in der Hand ‚seinen Dienst‘. Als in der Historischen Kommission gegen Ende der Neunzigerjahre ein kleineres Projekt angebahnt und ein Universitätsprofessor dafür gewonnen werden sollte – jener indes zu bedenken gab, dass demnächst seine Pensionierung anstünde –, entgegnete ihm der ältere Blaschke als Kommissionsvorsitzender brüsk, dass eine solche Haltung entehrend für die gesamte Wissenschaft sei.

Sind Gedächtnisworte, das sei wiederholend gefragt, der rechte Ort für Kritik? Um seine *aufrechte Sperrigkeit* (Josef Matzerath) begreifen zu können, um ihn als einen widerborstigen Einzelkämpfer zu verstehen, ist es unabdingbar, auch auf jene Konflikte einzugehen, die er nach 1990 ausgefochten hat oder gelegentlich vom Zaune brach. Es war nicht allein die von Leipzig aus begründete Regionalgeschichte, an der er sich abarbeitete, sondern ebenso die neuen Verhältnisse, die ihn zum Widerspruch herausgefordert haben. Sein unbequemes Querstehen vor und nach 1989/90 scheint mit seinem gesamten Lebensweg in enger Verbindung zu stehen. Man muss sicherlich nicht die *Minima Moralia* Adornos im Detail zitieren, um zu fragen, *was lässt uns handeln beziehungsweise was macht uns handeln*. Waren es seine scheinbar immer noch schwärenden Wunden, die ihm zwischen der Errichtung und dem Fall der Mauer zugefügt worden sind und die ihn unentwegt angetrieben haben? Und zwar konfrontativ und nicht etwa konsensual. Warum galt ihm das Talionsprinzip scheinbar mehr als die neutestamentliche Negation? Warum erinnerte er sich nicht an den von ihm so geschätzten Leopold von Ranke und dessen Worte hinsichtlich der Verfehlung der Renaissancepäpste, dass es nicht darum gehen dürfe, *zu richten und zu vernichten, sondern zu verstehen und zu erklären*? Warum vergaß er Franz Lau, mit dem er seit den Sechzigerjahren eng verbunden war? Lau hatte als Angehöriger der Bekennenden Kirche nach 1945 in der sächsischen Landeskirche wie nur wenige beispiellos und unübertroffen für Versöhnung geworben.

Als Karlheinz Blaschke 1992 zum Professor berufen worden war, trat er in eine Institution ein, die er im engeren Sinne ein halbes Jahrhundert zuvor verlassen hatte. Die Kirchliche Hochschule in der Leipziger Mozartstraße war mit ihren Dozenten und Studenten viel zu familiär und übersichtlich gewesen, um sie mit dem bürokratisierten Universitätsbetrieb und den so spezifischen Eigenheiten jenseits von Freiheit und Einsamkeit vergleichen zu können. Man muss es deutlich sagen: Der universitären Bürokratie war er nach 1992 nicht gewachsen. Er hat sie, wie auch die sogenannte Wissenschaftspolitik, verachtet. Wenn er – wie er zu sagen pflegte – *etwas bewegen wollte*, ging er zu den aus der DDR-Bürgerrechtsbewegung in die Ministerien aufgestiegenen Mitstreitern und trug ihnen fordernd seine Wünsche vor. Dass sich Blaschke mit Steffen Heitmann, Matthias Rößler, Arnold Vaatz und anderen einstigen Bürgerrechtlern gut verstand, ist bekannt. Wenn ich es recht sehe, umfasste seine Denkschrift für die Gründung des Instituts für sächsische Geschichte einige wenige Seiten. Das sagt vieles – vor allem in Zeiten, in denen man für die Beantragung kleinerer wissenschaftlicher Projekte inzwischen Konzeptionen vorlegen muss, die vom Umfang her an die alten Neckermann-Kataloge erinnern. Jedenfalls waren Blaschke und die Universität samt der in ihr agierenden und intrigierenden Seilschaften ein einziges Missverständnis. Von Anbeginn an stand er auf verlorenem Posten, denn seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sowie seine Lebensleistung zählten in den Gremien nichts. Wenn er auf das Seniorat verwies, erntete er ein müdes Lächeln. Die Mühen der Ebene konnte er nicht mehr bewältigen. Dies sorgte abermals für Verbitterung, die sich noch steigerte, wenn er eine präventive Bedenkenträgerei, wichtiguerisches Backenaufblasen oder ordinariales Gehabe wahrzunehmen meinte. Und dies glaubte er im zunehmenden Maße nicht nur an den Universitäten, sondern ebenso in den sächsischen Behörden insgesamt auszumachen. Sein Unbehagen veröffentlichte er in einem kleinen Beitrag für die „Sächsischen Heimatblätter“ im Sommerheft des Jahres 1994. Unmittelbar nach dessen Erscheinen wäre es daraufhin am Historischen Institut der Technischen Universität fast zu einem handfesten Eklat gekommen.

Es steht außer Frage, dass Karlheinz Blaschke die deutsche Einheit und die staatliche Wiederauferstehung der Bundesländer im Osten euphorisch begrüßt hat. Am 3. Oktober 1990 hielt er zunächst im hoffnungslos überfüllten Meißner Dom in einem Dankgottesdienst anlässlich der Einheit Deutschlands als Dechant einen bewegenden Predigtbeitrag, um anschließend als Laudator – nachdem die hohe Festversammlung in die benachbarte Albrechtsburg gewechselt war – im Festakt des Freistaates Sachsens zu sprechen. Die ihm an diesem Tage zugewiesene und nicht zuletzt so symbolisch aufgeladene Aufgabe in den Protokollarien hätten ihn eigentlich versöhnen müssen. Er ließ sich nur schwer versöhnen und scheinbar verflog auch seine Anfangseuphorie recht schnell. Er war gewiss illusionslos hinsichtlich der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme, Veränderungen und Umstellungen, die alle mehr oder weniger nach 1990 zu tragen hatten. Auch war er beileibe nicht so naiv zu glauben, dass nunmehr die schöne neue Welt begönne. Als er aber 1994/95 spürte und erfuhr, wie die von ihm

angestoßene und vorangetriebene Gründung des Instituts für sächsische Geschichte seiner Meinung nach verschleppt und verzögert wurde, besaß er nicht die Geduld, den gesamten Prozess wohlwollend zu begleiten. Er zeigte sich von der Administration enttäuscht. Dies wird in dem Heimatblätter-Beitrag von 1994 offenkundig. Seine Enttäuschung war und ist weitgehend identisch mit der Unzufriedenheit sowie dem teilweisen Rückzug der alten Bürgerrechtler während der Neunzigerjahre – unabhängig davon, in welchen Parteien sie anfänglich tatkräftig mitgewirkt hatten. Wiederum könnten die Mühen der Ebene angeführt werden. Es entsprach jedoch nicht Blaschkes Charakter zu resignieren. Nein, er begann sich zunehmend wieder querzustellen. Mit seinem konsequenten Quer-Stehen verfiel er sich vermehrt in den Fallstricken seiner Überzeugung. Saß er zu Ostzeiten nur zwischen zwei Stühlen, so zerrieb er sich bald zwischen allen Fraktionen und Institutionen. Ausdrücklich betraf es auch seine von ihm so leidenschaftlich betriebene Landesgeschichte als universitäres Fach. Er pflegte andere wissenschaftlich-fachliche Ansichten, methodische Zugriffe und Konzepte als viele seiner Kollegen. Gern sprach er dann davon, dass *er inzwischen der letzte sei, der noch die Fahne des einstmaligen Leipziger Kötzschke-Instituts in die Höhe halte*.

Hatte Blaschke zeitlebens schon gewisse Probleme mit Marxens ‚homo oeconomicus‘, so beäugte er alsbald die zunehmend daherkommenden ‚homines symbolicos‘ oder ‚homines rituales‘ mit Argwohn. Er glaubte – ob zurecht oder nicht, sei ausdrücklich dahingestellt – immer stärker die Aufgeregtheiten einer zunehmend verkopften Geschichtswissenschaft zu erkennen, die sich stetig von der Quellenarbeit entfernte und vermehrt Nabelschau betrieb. Völlig unbedeutende wissenschaftliche Randthemen fanden – so seine Auffassung – Aufnahme in den Kanon der zu erforschenden Geschichte, wogegen, so Blaschke, die *alten großen Max-Weber-Forschungsgegenstände wie soziale Hierarchie und soziale Ungleichheit, Herrschaft, politische Systeme und Verfassung, Wirtschaft und Kultur* sträflich vernachlässigt würden. Es wäre falsch, ihm in diesem Zusammenhang eine rückwärtsgewandte Geschichtsauffassung zu unterstellen. Eher sollte vom Gegenteil ausgegangen werden, denn zu Beginn eines jeden Semesters verwies er in seinen Lehrveranstaltungen stets auf die 25-seitige Einführung von Hans-Ulrich Wehler in dessen erstem Band der „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“. Auf dieser Grundlage könne, so betonte er es, ausgezeichnet Landesgeschichte betrieben werden. Blaschkes Sichtweise auf die sächsische Landesgeschichte hatte nichts mit einer ihm gelegentlich unterstellten Deutungshoheit zu tun. Es waren seine Kenntnisse und das Wissen über die tieferliegenden Zusammenhänge, die ihn bei Diskussionen über alle Widersacher triumphieren ließen. Die Grundlagen dafür hatte er sich über die Jahrzehnte hinweg in mühsamer Arbeit angeeignet. Dazu gehörte seine Forderung, Landesgeschichte in ihrer Gesamtheit zu erforschen und zu lehren. Es muss nicht wiederholt werden, dass er sich in manchen Einzelheiten gründlich verrannt hatte. Jedoch nahm Blaschke immer das Ganze in den Blick – die Landesgeschichte vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart sowie ihre einzelnen Bereiche, wobei er fraglos eine Affinität für historische Geografie, Verfassung und Herrschaftsverwirklichung, soziale Ungleichheiten und Bevölkerungsstruk-

turen, Wirtschaft und Gesellschaft hatte. Über allem stand indes bei ihm ein Satz als Maxime: Den Quellen sollte unbedingt das Veto-Recht zugebilligt werden.

Nach 1990 war ein zentrales Anliegen von Karlheinz Blaschke, die Arbeiten am „Atlas zur Geschichte und Landeskunde“ wieder aufzunehmen. Bereits in der öffentlichen Sitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften im April 1991 – in der er feierlich in die Gelehrtenegesellschaft aufgenommen wurde – plädierte der neue Akademiepräsident, der Geograf Günter Haase, in seiner Festansprache öffentlich dafür, dass die Arbeiten am Atlas von Sachsen unbedingt wieder begonnen und fortgeführt werden müssten. Es versteht sich von selbst, dass sich das neue Akademiemitglied und der gerade eingeführte Akademiepräsident im Vorfeld der Festansprache über das hoch ambitionierte Arbeitsvorhaben ausgetauscht hatten. Die allgemein günstige wissenschaftspolitische Situation für die Landesgeschichte zu Beginn der 1990er-Jahre führte dazu, dass eine Institutionalisierung dieses Projektes anstand. Günter Haase unterstützte es nachdrücklich, sodass der „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ von der Bund-Länder-Kommission als Akademieprojekt mit einer Laufzeit von 18 Jahren genehmigt wurde. Das mit Bundesmitteln geförderte Vorhaben startete im Jahr 1992.

Hinsichtlich der Atlasarbeit türmten sich freilich bald Probleme auf, die eigentlich von Anbeginn an bekannt waren. So besaß der 1990 wiederbegründete Freistaat Sachsen infolge der Volksabstimmung in den Kreisen Delitzsch, Torgau und Eilenburg vom Sommer 1990 eine veränderte Gestalt im Vergleich zu dem Sachsen, welches 1952 aufgelöst worden war. Da sich die drei Kreise für Sachsen entschieden hatten, kamen über 800 Siedlungen neu hinzu, für die es jedoch kaum nennenswerte Daten in der Ortsregistratur des Sächsischen Staatsarchivs Dresden gab, weil jene Orte im Jahr 1815 zur preußischen Provinz Sachsen gekommen waren. Letztlich war somit wiederum grundlegende und mühsame Archivarbeit notwendig, um überhaupt mit der Atlasarbeit beginnen zu können. Die Arbeit der Datenerhebung wurde Susanne Baudisch übertragen, die diese Kärnerarbeit ausgezeichnet meisterte, sodass im Jahr 2006 eine Neubearbeitung des Historischen Ortsverzeichnisses vorlag. Die entsprechenden Angaben für die über 800 zu Sachsen gekommenen Siedlungen und Wüstungen lagen der Atlasredaktion seit 2003 vor – also elf Jahre nach Projektbeginn. Nunmehr erst konnte Blaschke jene Karten endlich vervollständigen, die er bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren zum Andruck gebracht hatte. Den „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ wird man immer mit Blaschkes Namen verbinden – ebenso die Abhandlung über die „Kirchenorganisation in den Bistümern Meißen, Merseburg und Naumburg um 1500“ sowie den „Kursächsischen Ämteratlas von 1790“, den er 2009 gemeinsam mit Uwe Ulrich Jäschke herausgegeben hat. Diese drei Atlaswerke sind Meilensteine der sächsischen Landesgeschichtsforschung. Daneben hat er knapp ein Dutzend weitere wegweisende Darstellungen zur sächsischen Geschichte vorgelegt.

Aufgrund seines umfassenden Schaffens und seiner vielfältigsten Verdienste wurde er – neben anderen Mitgliedschaften in Gelehrtenegesellschaften – 1990 in die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften,

1991 in die Philologisch-historische Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und im Jahr 1995 in die Geisteswissenschaftliche Klasse der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste kooptiert. Der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gehörte er seit ihrer Neugründung im Jahr 1990 an. Sie wählte ihn 2005 zu ihrem Ehrenmitglied und ernannte Blaschke 2008 schließlich zum Ehrenpräsidenten. Anlässlich seines 70. sowie seines 80. Geburtstages wurden ihm in den Jahren 1997 und 2007 jeweils Festschriften dargebracht. In ihnen sowie in der ihm anlässlich seines 75. Geburtstages gewidmeten Aufsatzsammlung zur sächsischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte sind die Verzeichnisse seiner publizierten Schriften veröffentlicht. Blaschke wurde im Mai 1972 ins Domkapitel zu Meißen berufen und zugleich zum Dechanten gewählt. Dieses Amt versah er bis zu seiner Resignation im Herbst 2003. Als Domdechant gestaltete und prägte er maßgeblich die Geschehnisse der ältesten Stiftung Sachsens über drei Jahrzehnte hinweg. Im Jahr 1997 hat man ihn mit der Sächsischen Verfassungsmedaille geehrt. 1999 erhielt er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Karlheinz Blaschke ist am Vormittag des 25. Dezember 2020 im gesegneten Alter von 93 Jahren friedlich zu Hause eingeschlafen. Bis zuletzt hat ihn seine Frau Renate herzlich und liebevoll versorgt. Wohlbehütet ist er aus dieser Welt geschieden. Zeitlebens hielt Karlheinz Blaschke am christlichen Glauben und der damit verbundenen Hoffnung fest. Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem Friedhof zu Reichenberg, unweit von Friedewald gefunden. Mit Blaschke hat die sächsische Landesgeschichte nicht nur eine überaus engagierte, tatkräftige und zupackende, sondern letztlich eine herausragende Persönlichkeit verloren – so unbequem und sperrig er auch war. Mancher seiner Texte oder seine Wortmeldungen als Tribun konnten verstörend sein. Sie haben, nicht nur einmal, bei vielen seiner engsten Weggefährten, Freunde und Kollegen Ratlosigkeit, Betroffenheit und Fassungslosigkeit hinterlassen. Sein Blick auf die untergegangene DDR – so bemerkte es einmal sein Wegbegleiter und Freund Heinrich Magirius – sei nicht immer frei von Selbstgerechtigkeit gewesen. Zugleich betonte aber auch der international anerkannte Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, dass Karlheinz Blaschke jenseits aller modischen Trends um Erweckung und Bewahrung gesellschaftlichen Zusammenhalts gerungen und gestritten habe. Die kritische Stimme von Blaschke wird fehlen. Mit ihm ist die so hoffnungsvoll zu Anbeginn des 20. Jahrhunderts aufgebrochene sächsische Landesgeschichte, wie sie Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar einst begründet haben, als Epoche zu Ende gegangen. Karlheinz Blaschke hat die Geschichte Sachsens jahrzehntelang nicht nur intensiv erforscht und leidenschaftlich gelehrt, er hat sie letztendlich authentisch geprägt und mitgestaltet. Sein selbstloses Wirken hat maßgeblich dafür gesorgt, dass Grundlagen und Strukturen entstanden sind, die es auch zukünftig ermöglichen, die sächsische Landesgeschichte umfassend wissenschaftlich zu bearbeiten und nachhaltig zu erforschen.

Uwe Schirmer, Albrechtshain im März 2021



Prof. Dr. Karlheinz Blaschke
(1927–2020)